

Sankt Peter im Tessin : zum 29. Juni

Autor(en): **Calgari, Pia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1945-1946)**

Heft 18

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sankt Peter im Tessin

Zum 29. Juni

„Am Morgen des Neunundzwanzigsten finde ich in einer Flasche das Schiff von Sankt Peter“, berichtet Mario aufgeregt in der Schulstube. Seine schwarzen Augen glänzen. Hinter ihnen funkelt eine heitere und geheimnisvolle Erwartung.

„Ich auch, ich auch“, schreien die andern. Seine schallende Stimme hebend, schildert mir der freundliche Bengel — eine merkwürdige Mischung von Einfalt und verschmitzter Schlaubeit — den geheimnisvollen Zauber, und zwar so:

„Am Vorabend des Festes von Sankt Peter fülle ich Wasser in eine Flasche, bis zur Hälfte ungefähr. Dann zerschlage ich ein Ei und gieße das Eiweiß ins Wasser, aber ordentlich, daß es nicht an die Wände spritzt.“ (Die ungewöhnliche Sorgfalt der Beschreibung macht mir Spaß. Es muß sich wirklich um etwas sehr Ernsthaftes und Bedeutungsvolles handeln.) „Dann lege ich die Flasche ganz langsam auf das Fensterbrett, so daß sie nicht zu weit hinausragt, aber auch nicht zu weit hinein. Denn, wenn es regnen sollte, darf kein Tropfen in die Flasche eindringen.“

„Aber warum behältst du sie denn nicht in der Küche, deine Flasche?“

„Man braucht Sankt Peters Tau dazu, den Himmelstau...“

„Eigentlich, weißt du, der Tau kommt nicht vom Himmel. Er kommt von der Erde...“

Weder der wissenschaftliche Fehler noch meine skeptische Widerlegung vermögen seinen Glauben zu trüben. Nur seine Stimme wird leicht ungeduldig.

Ja, ja, aber man braucht den Tau, den Tau von Sankt Peter, und dann, am Morgen, finde ich in der Flasche ein kleines schwimmendes Schifflein, das Schifflein des Heiligen Peter, nicht gezeichnet, sondern gut geformt, wie die unstrigen, die nachts hinausgehen, so...“ (Er stürzt zur Wandtafel und zeichnet das Ganze schnell; Mario ist ein guter Zeichner.) „Neben dem Schiff steht auch der Kirchturm, mit den Doppelbogenfenstern... und alles, und von

oben hängen Fäden — die Stricke, welche das Schiff am Kirchturm festhalten.“ (Die Allegorie ist offenbar.) „Am Abend ist alles verschwunden.“

Diese Geschichte wird mir mit einer solchen Ernsthaftigkeit erzählt, daß ich mir nicht gestatten dürfte, zu lachen. Mario fährt fort, unter allgemeiner Freude. Seit Jahren übt er diese Zeremonie.

„Meine Mutter hat es mich gelehrt. Und meine Mutter sagt, das Schiff vom Heiligen Peter halte die Krankheiten vom Hause fern; wenn einer schon krank ist, so wird er gesund, und wenn man die Flasche in den Gemüsegarten bringt, wachsen die Kräuter besser, und auch der Weinberg gedeiht.“

„Und wer hat das deine Mutter gelehrt?“

„Meine Großmutter, und meiner Großmutter hat es ihre Mutter gesagt, vor vielen Jahren.“ (Hundert oder tausend — es ist gleich viel für ihn)...

Die Kameraden hören zu. Jeder gibt seine Billigung:

„Bei uns auch.“

Ein jeder will erzählen, und sogar die Lucia, die schüchterne Lucia, steht auf; rot vor Aufregung erzählt sie — es ist wahr, absolut wahr! — daß das Schiff des Heiligen Peter ihrem Schwesterchen Genesung gebracht hat, als der Arzt es schon verloren glaubte... Sie spricht mit gebrochener Stimme, und alle schauen sie gläubig an. Aber den Kindern weht der Hauch des Wunders.

Ich habe nicht den Mut und auch nicht das Bedürfnis, ihnen diese Illusion und diesen Glauben zu nehmen. Die heimischen Bräuche von vier und mehr Geschlechtern stehen mir und meinen Vernunftgründen entgegen.

Ich finde, daß ich ein bißchen feige bin, aber was nützt es? Es schadet doch niemandem! Auch wenn die Eier rationiert sind: zwei im Monat. Es ist ein Brauch, der aus Italien in den südlichen Tessin eingedrungen ist.

Mit dem Fest Sankt Peters ist der Juni zu

Ende, und mit dem wunderschönen Monat ist es in diesen südlichen Gegenden auch mit der Jahreszeit der Kirschen aus. Auf den Ästen bleiben nur noch die Kirschen für die Vögel. „Die besten!“ beteuern die Kinder. Im Küchenschrank oder auf einem Brett unten im Keller hat man auch dieses Jahr die kleine Vase mit den Kirschen im Branntwein aufgehoben, „toccasano“, gegen allerlei Übel; die Kinder haben noch einmal die Weichselkirschensuppe bekommen; aber vor allem haben sie sich ausgetobt und sind auf die Bäume geklettert und holten herab, was sie konnten und aßen sich satt an dieser roten, schwarzen, glänzenden Süßigkeit und spuckten die Kerne weit weg, vielleicht auch auf die Leute, die unten vorbei gingen. Die Mädchen sangen in unzähligen Ringelreihen, von denen mir dieser eine Vers besonders gut gefällt, weil er so viel volkstümliche Phantasie, so viel komische und kühne Vorstellungen enthält:

„Und fünfhundert Ritter
mit blutigem Kopf,
mit dem Schwert in der Hand,
rate mal was es ist?
Es sind die Kirschen,
die frühmorgens reifen.“

Sanct Peter eröffnet den Hochsommer, die große Hitze. In jeder Gegend gibt es ein Dorf oder eine größere Ortschaft, deren Schutzpatron er ist. Sein Fest wird mit großem Zeremoniell gefeiert: große Gottesdienste, Prozessionen in den geschmückten Dorfgassen, Gesänge, Bumen, brennende Kerzen, Fahnen... Und dann, plötzlich, das „Gewitter vom Heiligen Peter“, heftig, prasselnd, tropisch, und alle rennen zur Kirche, wo es trocken ist, in guter Gesellschaft, und der

Heilige wackelt unheimlich auf den Schultern der Träger.

Im nördlichen Tessin bringt Sanct Peter die ersten Kirschen. Im Livinental eröffnet die Kirchweih von St. Peter von Quinto die Heuernte. Es war auch das Weisfest der Alpbestofung. Man traf sich, um über das Vieh und die Sömmerung die letzten Abmachungen zu besprechen, die Verträge mit den Hirten und dem Alppersonal, und man sagte einander: Auf Wiedersehen auf der Alp, in zwei Wochen.

Aber vorher machte man sich noch einen guten Tag. Die Leventiner sind nüchterne Leute! Alle gingen nach Quinto, wo im Schatten des wunderschönen romanischen Kirchturms die Tische des Jahrmarktes ausgebreitet waren. Eine gute Gelegenheit, alles Mögliche einzukaufen. „Wir werden am Peterstag kaufen!“ war der Refrain der Großmütter. Am Morgen betete man, und man hörte die Lobrede des Heiligen, dessen Bild an der Seite des Hochaltars steht, übrigens das schönste Exemplar aus dem 16. Jahrhundert im Livinental.

Am Nachmittag machte man Geschäfte, abends wurde getrunken und getanzt... und es dauerte bis Sanct Paulus, bis zum dreißigsten.

Heute hat das St. Peter-Fest von Quinto viel von seiner Feierlichkeit verloren. Es geht schlichter und farbloser zu. Aber an der Straßenecke stehen an diesem Tag immer die beiden Blinden von Malvaglia. Es sind immer die gleichen. Sie gehen umher, spielen Handharmonika; in jedem Dorf kann man sie treffen, sie fehlen nie an einem Fest, und jedermann kennt sie.

Pia Calgari

Das Wunder

Man soll es nicht glauben, aber der Bergwald birgt immer noch Winkel, die so unentdeckt sind wie das Innere von Afrika. Es ist immer eine Lust, einen solchen zu finden — und ich habe eine gute Nase dafür.

Vor fünf Jahren in der Blattzeit. — Im Hochholz rührte sich nichts, die Hitze war zu groß, so suchte ich die Dickungen auf, gerade kein Honigleckern. Zweige stechen, schlagen, zerren, die Mül-

ken toben, ein glühender Dunst steigt auf von der feuchten Erde, dabei nirgends Aussicht, keine Schutzmöglichkeit, einmal poltert einer heran durch das Gestrüpp auf meine verführerischen Töne, bleibt unsichtbar wo stehen — schreckt — wieder alles still. Ein anderer schleicht wie ein Fuchs an den Boden geschmiegt, ehe ich an die Wange komme, verschwunden. Ein dritter überstürzt mich fast im wilden Drang, gerade daß ich